

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 19 (1929)
Heft: 28

Artikel: Südseegeschichten [Fortsetzung]
Autor: London, Jack
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-642192>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

die Pferde auszuspannen. Doch schon im nächsten Augenblick flachte des Bauern Peitschenstod auf seine Hand nieder und schlug ihm einen Finger entzwei. Jammernd vor Schmerz stieg der Knecht den Burghügel hinan und meldete seinem Herrn den Vorfall. „Geh mir aus den Augen, du elende Heulkäse, du feiger Lummel!“ donnerte ihn der Ritter an, verließ festen Schrittes den Saal, schlug die Türe hinter sich zu und stieg selber in die Ebene hinunter. Drohend hob er vor dem Bauer seine Faust und rief: „Du verdammte Bauernfanaille, was widersehest du dich meinem Willen? Im dunkelsten Verließ meiner Burg sollst du diese Freveltat büßen! Ich will — — —“ Der Ritter konnte nicht aussprechen. Hoch schwell des Landmanns Stirnader. Kräftigen

Schwungs erhob er seinen Peitschenstod, und saugend fuhr dieser auf des Ritters Haupt nieder. Mit einem leisen Schrei sank der Schlossherr zu Boden.

Dreimal fuhren die beiden Bauern mit dem Pflug über die gleiche Stelle, legten den Leichnam in die vertiefte Furche, pflügten sie zu und aderten ruhig weiter, bis die Sonne über dem Stodhorn stand und sie heimkehren mußten.

Niemand aber erfuhr, was mit dem Zwingherrn von Bennewil geschehen war.

Erst viel später, als die Burg zerfiel, erzählten Nachkommen des Bauern, daß ihr Urahne vor vielen, vielen Jahren den habgütigen Herrscher von Bennewil erschlagen und so die Leute der Gegend aus der Tyrannei befreit habe.

2

Jack London / Südseegeschichten.

(Copyright by Universitas DVAG, Berlin.)

Die Bö war vorüber. Die Sonne flammte heiß, und die Lagune glück wieder einem Spiegel. Aber die Luft war klebrig wie Schleim, und ihr Gewicht lastete auf den Lungen und erschwerte das Atmen. „Hast du die Neuigkeit gehört, Toriki?“ fragte Huru-Huru. „Mapuhi hat eine Perle gefunden. Noch nie hat man ihresgleichen gefischt, weder auf Sifuenu, noch auf allen Paumotuinseln, noch in der ganzen Welt. Mapuhi ist ein Narr. Uebrigens ist er dir Geld schuldig. Vergiß nicht, daß ich es dir zuerst erzählt habe. Hast du ein bißchen Tabak?“

Und zu Mapuhis Grashütte ging Toriki. Er war ein herrlicher, zudem ziemlich dummer Mensch. Unbekümmert warf er einen Blick auf die wundervolle Perle, einen einzigen Blick nur, und unbekümmert steckte er sie in die Tasche.

„Du hast Glück“, sagte er. „Eine nette Perle. Ich räume dir einen Kredit in meinen Büchern ein.“

„Ich will ein Haus haben“, begann Mapuhi bestürzt. „Es muß sechs Zaden —“

„Ergähle das deiner Großmutter!“ war die Antwort des Händlers. „Du willst deine Schulden bezahlen, nicht wahr? Du warst mir zwölfhundert Chile-Dollar schuldig. Na, schön: Du schuldest mir nichts mehr. Die Rechnung ist beglichen. Außerdem räume ich dir einen Kredit von zweihundert Chile ein. Wenn ich nach Tahiti komme und die Perle gut verkaufe, so gebe ich dir noch für hundert Kredit. Das macht zusammen dreihundert. Aber wohlgemerkt: nur, wenn die Perle gut verkauft wird. Ich kann vielleicht sogar Geld dabei zulegen.“

Mapuhi kreuzte kummervoll die Arme und sah mit gebeugtem Haupte da. Die Perle war ihm gestohlen. Statt das Haus zu bekommen, hatte er eine Schuld bezahlt. Er hatte nichts Handgreifliches für die Perle erhalten.

„Du bist ein Narr“, sagte Tefara.

„Du bist ein Narr“, sagte Nauri, seine Mutter. „Warum hast du ihm die Perle in die Hand gegeben?“

„Was sollte ich machen?“ protestierte Mapuhi. „Ich schuldete ihm das Geld. Er wußte, daß ich die Perle hatte. Ihr habt selbst gehört, daß er sie sehen wollte. Ich hab' ihm nichts davon erzählt. Er wußte es. Irgend jemand hat es ihm erzählt. Und ich schuldete ihm das Geld.“

„Mapuhi ist ein Narr“, äffte Ngatura.

Sie war zwölf Jahre alt und wußte es nicht besser. Mapuhi erleichterte sein Herz, indem er ihr eine Badpfeife gab, daß sie taumelte, während Tefara und Nauri in Tränen ausbrachen und fortfuhren, ihn nach Weiberart auszuschelten.

Huru-Huru, der Ausguck am Strande hielt, sah einen dritten Schoner, den er kannte, vor der Einfahrt schaukeln und ein Boot aussetzen. Es war die „Hira“, die ihren Namen mit Recht trug, denn sie gehörte Levo, einem deutschen Juden, dem größten Perlenhändler von allen, und „Hira“ war, wie bekannt, die tahitische Gottheit der Fischer und Diebe.

„Hast du die Neuigkeit gehört?“ fragte Huru-Huru, als Levo, ein fetter Mann mit massigen, unregelmäßigen

Zügen, den Strand betrat. „Mapuhi hat eine Perle gefunden. Noch nie hat man ihresgleichen gefischt, weder auf Sifuenu, noch auf allen Paumotuinseln, noch in der ganzen Welt. Mapuhi ist ein Narr. Er hat sie Toriki für vierzehnhundert Chile verkauft — ich horchte draußen und hörte es. Toriki ist auch ein Narr. Du kannst sie ihm billig abkaufen. Vergiß nicht, daß ich es dir zuerst erzählt habe. Hast du ein bißchen Tabak?“

„Wo ist Toriki?“

„Er ist bei Kapitän Lynch und trinkt Absinth. Seit einer Stunde.“ Und während Levo und Toriki Absinth tranken und um die Perle schacherten, horchte Huru-Huru und hörte schließlich, daß sie zu dem erstaunlichen Preise von fünfundzwanzigtausend Frank einig wurden.

Um diese Zeit näherten die „Drohena und die „Hira“ sich dem Strande und begannen wie wahnsinnig ihre Rationen abzufeuern und zu signalisieren. Die drei Männer kamen gerade noch rechtzeitig heraus, um die beiden Schoner in aller Eile mit Großsegel und Klüver von der Küste fort direkt der Bö in die Zähne fahren zu sehen, die sie weit über das schäumende Wasser jagte. Dann verschwanden sie im Regen.

„Wenn's vorüber ist, kommen sie zurück“, sagte Toriki. „Draußen wären wir besser dran.“

„Ich vermute, daß das Glas noch weiter gefallen ist“, sagte Kapitän Lynch.

Er war ein weißbärtiger Seebär, der jetzt zu alt für die See war und die Erfahrung gemacht hatte, daß Sifuenu die einzige Stelle der Erde war, wo er auf gutem Fuße mit seinem Asthma leben konnte. Er ging hinein, um nach dem Barometer zu sehen.

„Großer Gott!“ hörten sie ihn ausrufen und stürmten hinein, um gemeinsam mit ihm auf das Zifferblatt zu starren, das jetzt neunundzwanzig, zwanzig zeigte.

Als sie diesmal heraustraten, prüften sie ängstlich Himmel und Meer. Die Bö war vorüber, aber der Himmel war und blieb bedeckt. Sie konnten die beiden Schoner unter vollen Segeln in Gesellschaft eines dritten zurückkommen sehen. Der Wind drehte sich und zwang sie, die Segel festzumachen, und fünf Minuten später packte eine plötzliche Bö aus der entgegengesetzten Richtung alle drei Schoner von hinten, und man konnte am Strande sehen, wie die Spieren brachen und weggerissen wurden. Die Brandung erklang laut, höhl und drohend, und eine schwere Dünung setzte ein. Ein furchtbares Blitzen erleuchtete den dunklen Tag, und der Donner rollte wild über ihnen.

Toriki und Levo stürzten zu ihren Booten, der letztere wie ein gejagtes Nilpferd watschelnd. Als ihre beiden Boote zur Einfahrt hinaussegelten, passierten sie das einkommende Boot der „Morai“. Im Stern sah Raoul und spornete die Ruderer an. Außerstande, das Bild der Perle aus seinen Gedanken zu verschleichen, kehrte er zurück, um auf Mapuhis Preis, das Haus, einzugehen.

Er landete mitten in einer treibenden Gewitterwolke, die so dicht war, daß er mit Huru-Huru zusammenstieß, ehe er ihn sah.

„Zu spät“, schrie Huru-Huru. „Mapuhi hat sie Torifi für vierzehnhundert Chile verkauft, und Torifi hat sie Leov für fünfundzwanzigtausend Frank verkauft. Und Leov will sie in Frankreich für hunderttausend Frank verkaufen. Hast du ein bißchen Tabak?“

Raoul fühlte fast eine Erleichterung. Seine Unruhe wegen der Perle war vorüber. Er brauchte sich keine Sorgen mehr zu machen, wenn er auch die Perle nicht bekam. Aber er glaubte Huru-Huru nicht. Mapuhi mochte sie wohl für vierzehnhundert Chile verkauft haben, daß aber Leov, der sich auf Perlen verstand, fünfundzwanzigtausend Frank dafür bezahlt haben sollte, war denn doch ein bißchen zu stark. Raoul beschloß, sich bei Kapitän Lynch danach zu erkundigen; als er aber das Haus des alten Seemanns betrat, fand er ihn, wie er mit weit aufgerissenen Augen auf das Barometer starrte.

„Was lesen Sie da heraus?“ fragte Kapitän Lynch ängstlich, indem er seine Brille abwichte und wieder auf das Instrument sah.

„Neunundzwanzig, zehn“, sagte Raoul. „Ich hab's noch nie so niedrig gesehen.“

„Das glaub' ich gern!“ schnaubte Kapitän Lynch. „Fünfzig Jahre hab' ich alle Meere befahren, aber so tief hab' ich es noch nie sinken sehen. Hören Sie!“

Sie standen einen Augenblick regungslos, während die Brandung polterte und das Haus schüttelte. Dann gingen sie hinaus. Die Bö war vorüber. Sie konnten die „Morai“ sehen, die in einer Entfernung von einer Meile in völliger Windstille lag und wie verrückt stampfte und rollte unter den fürchterlichen Seen, die in einer stattlichen Reihe aus Nordost herankamen und sich wütend auf das Korallenriff warfen. Einer von den Matrosen im Boot zeigte auf die Mündung der Einfahrt und schüttelte den Kopf. Raoul blickte hin und sah einen weißen Wirrwarr von Gischt und Wogen.

„Ich denke, ich bleibe heut nacht bei Ihnen, Kapitän“, sagte er. Dann wandte er sich an den Matrosen und befahl ihm, das Boot auf den Strand zu ziehen und mit den andern Leuten Schutz zu suchen.

„Rund neunundzwanzig“, berichtete Kapitän Lynch, der mit einem Stuhl herauskam, nachdem er nochmals nach dem Barometer gesehen hatte.

Er setzte sich und starrte das Schauspiel an, das das Meer jetzt bot. Die Sonne brach durch und vermehrte noch die Schwüle des Tages, und die völlige Windstille hielt an.

„Ich verstehe nicht, woher dieser Seegang kommt“, murmelte Raoul verdrießlich. „Es ist kein Wind, und doch, sehen Sie mal, sehen Sie bloß diesen Burzeln da!“

Meilenweit, mit einem Gewicht von Zehntausenden von Tonnen, erschütterte der Anprall der Woge das gebrechliche Atoll wie ein Erdbeben. Kapitän Lynch war bestürzt.

„Großer Gott!“ rief er aus, indem er sich halb von seinem Stuhl erhob und dann wieder zurücksank.

„Aber es ist gar kein Wind“, beharrte Raoul. „Ich könnte es noch verstehen, wenn wir Wind hätten.“

Die beiden Männer saßen schweigend da. Der Schweiß trat ihnen in Myriaden winziger Perlen auf die Haut und bildete feuchte Flecke, die sich zu Bächen vereinigten und dann auf den Boden tropften. Sie keuchten nach Atem, und namentlich der alte Mann mühte sich ab. Eine See segte auf den Strand, legte an den Kokospalmen und setzte fast zu ihren Füßen ab.

„Ein ganzes Stück über der Hochwasserlinie“, bemerkte Kapitän Lynch, „und ich lebe hier seit elf Jahren.“ Er sah nach der Uhr. „Es ist drei.“

Ein Mann und eine Frau kamen mit einem bunten Gefolge von Kindern und Röttern verzagt angezogen. Hinter dem Hause machten sie halt und setzten sich nach kurzer Un-

schlüssigkeit in den Sand. Wenige Minuten darauf kam von der andern Seite noch eine Familie, deren männliche und weibliche Mitglieder mit den verschiedenartigsten Besitztümern beladen waren. Und bald waren mehrere hundert Menschen jeden Alters und Geschlechtes um den Wohnsitz des Kapitäns versammelt. Er rief eine Frau an, die mit einem Säugling auf dem Arm gekommen war, und erfuhr, daß ihr Haus soeben in die Lagune gespült war.

Sie befanden sich hier auf dem höchsten Punkt des Landes, und schon schlugen die großen Seen an manchen Stellen zu beiden Seiten glatte Breschen in den schmalen Ring des Atolls und brausten in die Lagune. Zwanzig Meilen im Umkreis maß das Atoll und war nirgends über fünfzig Faden breit. Es war mitten in der Taucherzeit, und von allen Inseln, selbst von Tahiti, hatten die Eingeborenen sich hier versammelt.

„Hier sind zwölfhundert Männer, Frauen und Kinder“, sagte Kapitän Lynch. „Ich möchte wissen, wieviel es morgen früh noch sein werden.“

„Aber warum weht es nicht? Wenn ich das nur wüßte“, sagte Raoul.

„Keine Sorge, junger Mann“, keine Sorge; das Unglück kommt schon früh genug.“

Im selben Augenblick traf eine mächtige Wassermasse das Atoll. Das Seewasser wühlte sich drei Zoll tief unter ihre Stühle. Ein dumpfer Angstschrei entfuhr den zahlreichen Frauen. Die Kinder starrten mit gefalteten Händen auf die ungeheuren Seen und weinten kläglich. Hühner und Kafen, die verstört durch das Wasser wateten, suchten, wie auf gemeinsamen Beschluß, fliegend und kletternd ihre Zuflucht auf dem Dache vom Hause des Kapitäns. Ein Paumotuener flomm mit einem Korb voll neugeborener Hunde auf eine Kokospalme und befestigte ihn dort zwanzig Fuß über dem Erdboden. Die Mutter watete jaulend und kläffend unten im Wasser.

Und immer noch schien die Sonne mit aller Macht, und die Windstille hielt an. Sie beobachteten die Seen und das unsinnige Stampfen der „Morai“. Kapitän Lynch starrte sich an den ungeheuren Wasserbergen, die hereinstömten, die Augen aus. Er bedeckte das Gesicht mit den Händen, um den Anblick zu verlöschen, und ging dann ins Haus.

„Achtundzwanzig, sechzig“, sagte er ruhig, als er wieder kam.

Ueber dem Arm trug er eine Rolle dünnes Tau. Er zerschnitt es in Stücke von zwei Faden Länge, gab eins Raoul, behielt ein zweites für sich und verteilte den Rest unter die Frauen mit dem Rat, sich einen Baum zu wählen und hinaufzuklettern.

Ein leichter Wind begann aus Nordost zu wehen, und sein Fächeln erfrischte Raoul. Er konnte sehen, wie die „Morai“ Segel setzten und in See stach, und bedauerte, daß er nicht an Bord war. Sie kam schon irgendwie durch, aber das Atoll — —. Eine See brach drüber und riß ihm fast die Füße unter dem Leibe fort. Dann fiel ihm das Barometer ein, und er lief zum Hause zurück. Er traf Kapitän Lynch, der denselben Gedanken hatte, und sie gingen zusammen hinein.

„Achtundzwanzig“, sagte der alte Seebär. „Eine schöne Hölle wird das hier — was war das?“

Die Luft schien mit einem Rauschen erfüllt. Das Haus zitterte und bebte, und sie hörten ein mächtiges Dröhnen. Die Fenster klickten. Zwei Scheiben trachten; ein Windstoß fuhr herein und traf sie, daß sie wankten. Die gegenüber befindliche Tür schlug so heftig zu, daß die Klinke in Stücke ging. Der weiße Türknopf fiel in Atome zerschmettert zu Boden. Die Wände des Raumes bauschten sich wie ein Luftballon, der plötzlich gefüllt wird. Dann kam ein neuer Ton, wie Gewehrfeuer; der Gischt einer Woge schlug gegen das Haus. Kapitän Lynch sah nach der Uhr. Es war vier.

(Fortsetzung folgt.)